Institut für ganzheitliche Forschung

Materialien zur Geschichtsforschung
Folge 19

Erich Ludendorff

Die überstaatlichen Mächte im letzten Jahre des Weltkrieges

Verlag für ganzheitliche Forschung

Institut für ganzheitliche Forschung

Materialien zur Geschichtsforschung
Folge 19

Erich Ludendorff

Die überstaatlichen Mächte im letzten Jahre des Weltkrieges

Verlag für ganzheitliche Forschung

Institut für ganzheitliche Forschung

Materialien zur Geschichtsforschung, Folge 19

Herausgeber der Reihe: Roland Bohlinger

Faksimile der 1927 im 7.-11-Tausend
erschienenen Veröffentlichung.

Der Nachdruck dient dokumentarischen und
wissenschaftlichen Zwecken.
Die geschichtlichen Darstellungen und politischen Ansichten
des Verfassers der Veröffentlichung finden nicht uneingeschränkt
die Zustimmung des Herausgebers und Verlegers.

1999
Verlag für ganzheitliche Forschung
D-25884 Viöl/Nordfriesland

Eigendruck

ISBN 3-932878-04-3



Die vorliegende Arbeit des Generals Ludendorff ist vor kurzer Zeit in der Hearst-Presse erschienen.

Der Herausgeber.

I.

Der Weltkrieg von 1914/18 zeigte ein ganz anderes Gesicht als die meisten früheren Kriege. Für das im Herzen Europas dem Angriff von allen Seiten ausgesetzte deutsche Volk war es ein Kampf um Sein oder Nichtsein, ein Volkskrieg im wahrsten Sinne des Wortes, der wie ein Sturmwind in jeden Winkel des öffentlichen und privaten Lebens fuhr. Es war, um mit dem Kriegsphilosophen Clausewitz zu reden, der wahrhaftige Krieg in seiner absoluten Gestalt.

Ueber die Absichten und Ziele der Feinde Deutschlands konnte kein Zweifel obwalten. Sie erstrebten die Vernichtung seiner Großmachtstellung. Heute ist das als geschichtliche Tatsache bekannt. Es sei nur erinnert an die dokumentarisch belegten Aeußerungen des französischen Außenministers Delcassé an den russischen Botschafter Iswolski vom Oktober 1914, daß das Hauptziel der Entente **„die Vernichtung der politischen und wirtschaftlichen Macht des Deutschen Reiches“ sei. Die Entente war damit auch die Vollstreckerin der Wünsche des Vatikans und der jüdisch-freimaurerischen Macht, die die Vernichtung Deutschlands als ersten Schritt zur Erreichung ihrer weit gesteckten Ziele ansahen.** Für das deutsche Volk handelte es sich demgegenüber um nichts anderes als um die Selbstbehauptung gegen eine Welt von Feinden. Dieses Ziel war nur zu erreichen, wenn es auf dem Wege des militärischen Sieges gelang, den Vernichtungswillen der Feinde zu brechen.

Dieser Charakter des Krieges ist auf deutscher Seite weder in der vorhergegangenen Friedenszeit, in der ich mich vergeblich bemühte, die allgemeine Wehrpflicht wirklich durchzuführen, noch bei seinem Ausbruch, noch im Laufe der ersten Kriegsjahre in seiner vollen Größe und Bedeutung erkannt worden. Jedenfalls haben ihm die führenden Persönlichkeiten in Politik und Kriegführung unter dem Einfluß der beiden überstaatlichen Mächte, die ich vorstehend mit der Entente in gleichem Atem nannte, in ihren Maßnahmen nicht hinlänglich Rechnung getragen. Auch der Masse des politisch unreifen Volkes fehlte das volle Verständnis dafür, um was es ging. So nur ist es erklärlich, daß nicht von Anfang an das ganze Streben zielbewußt und weitschauend darauf gerichtet wurde, die gesamte Volks- und Wirtschaftskraft rücksichtslos und ausschließlich in den Dienst des Krieges zu stellen. Man begnügte sich mit halben militärischen Siegen, war zufrieden, daß es gelang, den Ansturm der von allen Seiten andrängenden Feinde abzuwehren, und ging, gehemmt durch die Parteien, die im Dienste jener Mächte standen und noch stehen, bei der Nutzbarmachung und dem Einsatz der eigenen Volks- und Wirtschaftskraft haushälterisch und behutsam zu Werke, aus Besorgnis, sie zu überspannen und vorzeitig zu erschöpfen. **Die Geschichte aber lehrt, daß im Daseinskampfe der Völker nur dasjenige Volk siegen kann,**

das sich nicht scheut, sein Alles, auch rechtzeitig, in die Wagschale zu werfen.

Als ich Ende August 1916 an der Seite des Feldmarschalls von Hindenburg in die Oberste Heeresleitung trat, währte der Krieg schon zwei volle Jahre, ohne daß die Mittelmächte Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Türkei und Bulgarien dem ersehnten Ziele eines ehrenvollen Friedens näher gekommen waren. Der Kriegswille der Feinde war nicht gelähmt, geschweige denn gebrochen. Auf militärischem Gebiet war es knapp gelungen, die Wage im Gleichgewicht zu halten. Auf allen Kriegsschauplätzen, in Frankreich, in Rußland, in Italien, auf dem Balkan und in Vorder-Asien war die Initiative aus der Hand gegeben worden. Ueberall diktierten die Gegner das Gesetz. Als sichtbare Merkmale ihrer Handlungsfreiheit zeichneten sich ab: die großen Kraftleistungen der Franzosen und Engländer in der Somme-Offensive im Westen, die Brussilow-Offensive der Russen, durch die die österreichische Ost-Front auf's schwerste erschüttert wurde, ferner der Rückschlag, den die Oesterreicher in Italien nach den Anfangserfolgen ihres isolierten Angriffs bei Asiago-Arsiero erlitten hatten, und schließlich der Beitritt Rumäniens zu der feindlichen Mächtekoalition Ende August. Auch auf dem Meere war die von der deutschen Hochseeflotte ruhmvoll bestandene Seeschlacht am Skagerrak am 31. Mai 1916 ohne entscheidende Wirkung geblieben und hatte den ständig steigenden Druck der englischen Blockade nicht zu mindern vermocht.

Der Feldmarschall stimmte mit mir völlig in der Anschauung überein, daß es höchste Zeit war, mit dem bisherigen System der Kriegführung, mit der sogenannten „weisen Oekonomie“ der Kräfte rücksichtslos zu brechen. Sonst gingen die Mittelmächte, insonderheit Deutschland, allmählich, aber mit mathematischer Sicherheit dem Erstickungstode entgegen. Das einzigste Mittel, um diesen Ausgang zu verhüten, bestand in der **Steigerung der Energie der Kriegführung auf allen Gebieten bis zur restlosen Anspannung, Ausnutzung und zum vollen Einsatz der gesamten Volks- und Wirtschaftskraft.** Das deutsche Volk mußte endlich begreifen, daß sein Dasein auf dem Spiele stand, und daß ein jeder Volksgenosse, gleich welchen Alters und Geschlechts, verpflichtet war, Gut und Blut für das bedrohte Vaterland zu opfern. Aus dieser Auffassung entstand das **„Hindenburg-Programm“** der Kriegsindustrie und das **„Hilfsdienstgesetz“**, das die militärische Wehrpflicht durch die Arbeitspflicht der nicht zum Frontdienst Einberufenen in der heimischen Kriegsindustrie ergänzen sollte. Die Oberste Heeresleitung konnte aber auf diesen Gebieten nur anregen und fordern, nicht entscheidend befehlen. Der Erfolg blieb hinter ihren Erwartungen und hinter dem, was zu leisten möglich war, zurück. Auf die näheren Gründe hierfür komme ich später noch zu sprechen. Ich selbst kannte das unheimliche Wirken jener überstaatlichen Mächte noch nicht, hätte ich es gekannt, ich würde vieles anders angepackt haben.

Auch auf unserer eigenen Domäne, dem Gebiete der militärischen Kriegführung, waren der Feldmarschall und ich nicht imstande, das uns

vorschwebende **Vernichtungsprinzip** sofort in voller Kraft zur Tat werden zu lassen. Wir mußten zunächst zufrieden sein, diesem Vernichtungsprinzip angesichts der gewaltigen zahlenmäßigen Ueberlegenheit unserer Gegner und ihres Ansturmes auf allen Fronten allmählich und schrittweise Geltung zu verschaffen. Den Anfang dazu bildete der rücksichtslose Angriff mit mühsam zusammengehalten und neu aufgestellten Truppeneinheiten gegen den neuerstandenen Feind Rumänien. Er wurde bis zum Winter 1916 niedergeworfen und schied für lange Zeit als militärischer Gefahrfaktor aus der Rechnung aus. Wichtiger noch war, daß die Inbesitznahme Rumäniens uns einen unschätzbaren Gewinn in der Erschließung neuer wirtschaftlicher Kraftquellen brachte. Die freilich erst allmählich wieder in Gang gesetzten Erdöllager, sowie die Erzeugnisse der Landwirtschaft Rumäniens hatten für die Mittelmächte, die von der Zufuhr aus dem Auslande fast völlig abgeschnitten waren, hohe Bedeutung. Indessen trotz dieses schönen Erfolges blieb uns auf den übrigen Kriegsschauplätzen zunächst nichts übrig, als die Angriffe der Gegner mit Hilfe einer neuen Taktik in beweglich geführten Abwehrschlachten und durch Vermehrung der technischen Hilfsmittel zum Scheitern zu bringen. Insbesondere kam es darauf an, **zur Ersparung von Menschenleben** den Menschen soweit als möglich durch die Maschine zu ersetzen. Ich hoffte, auf diese Weise allmählich einen Kräfteausgleich zu erzielen, der es später gestatten würde, selbst zu entscheidenden Offensivschlägen auszuholen. Freilich war das Mißverhältnis der Zahl und der Kriegsmittel zwischen den Mittelmächten und ihren Feinden ringsum ein so großes, daß auf eine derartige günstige Wendung nur noch gerechnet werden durfte, wenn während der strategischen Abwehr zu Lande unser gefährlichster, weil materiell unerschöpflicher Gegner England auf anderem Wege selbst in schwerste Bedrängnis gebracht werden konnte.

Als einziges hierfür geeignetes Mittel blieb die Vollanwendung des verschärften U-Bootkrieges in den Sperrgebieten um England, der bisher immer wieder aus politischen Gründen, vornehmlich aus Rücksicht auf die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, aufgeschoben worden war. Wir hofften, durch die gesteigerte Wirkung dieses Kriegsmittels nicht nur den Gegnern die Versorgung ihrer Landfronten mit Kriegsgerät zu erschweren und dadurch unsere eigenen Fronten zu entlasten, sondern weit darüber hinaus die Ernährungslage, überhaupt das ganze Wirtschaftsleben des britischen Inselvolkes selbst in ähnlich starkem Maße zu erschüttern, wie es für Deutschland die englische Hungerblockade tat. Der verschärfte U-Bootkrieg sollte also eine Waffe sein, die sich in erster Linie gegen die Heimatfront des englischen Volkes richtete. Der deutsche Admiralstab gab sich der Hoffnung hin, die Ziffern der versenkten feindlichen Schiffstonnage in absehbarer Zeit so steigern zu können, daß England es vorzog, von der Weiterverfolgung seiner bisherigen Vernichtungsabsichten Abstand zu nehmen, und sich zu Friedensverhandlungen unter Bedingungen bereit fand, die für beide Teile ehrenvoll und annehmbar waren.

Ein schweres politisches Bedenken stand freilich der Anwendung des uneingeschränkten U-Bootkrieges entgegen. Es war von politischer Seite angenommen, daß die Vereinigten Staaten daraufhin tätig an der Seite

der Verbandsmächte in den Krieg eintreten würden. Diese Ansicht wog in den Augen der deutschen Obersten Heeresleitung so schwer, daß sie sich trotz allem zum Verzicht auf dieses Mittel entschlossen haben würde, wenn es sonst einen Weg zum Kriege gegeben, sie die Garantie hätte erlangen können, daß die Vereinigten Staaten dem Kriege fern blieben. Indessen, diese Garantie war nicht gegeben, im Gegenteil waren wir fest überzeugt, daß Präsident Wilson unter allen Umständen dann in den Krieg eingreifen würde, wenn der militärische Sieg sich auf die Seite der Mittelmächte neigte. Ich weiß nicht, ob es heute noch, insbesondere nach Klarlegung der römisch-jüdischen-freimaurerischen Ziele und nach der Veröffentlichung der „Intimate Papers of Colonel House“ und der Briefe des Botschafters Walter H. Page an Wilson in der Welt ernstgesinnte Leute gibt, die die Richtigkeit dieser Anschauung bestreiten oder auch nur in Zweifel ziehen. Aus der Fülle der Beweisstücke für meine Auffassung möchte ich an dieser Stelle nur auf die durch Houses Papiere bekannt gewordene Tatsache hinweisen, daß **Wilson und sein Freund bereits am 22. August 1914 einig darin waren, Deutschland dürfe den Krieg nicht gewinnen.** Die Anfänge der großen Improvisation des amerikanischen Heeres von 1917 gehen bis auf 1914 zurück. Schon damals wurde die Kriegsindustrie unter staatliche Kontrolle gestellt, die Artillerie vermehrt und in aller Stille der Rahmen für ein großes Heer nach dem Muster der Schweizer Miliz aufgestellt. Wilson begann denn auch den Krieg nicht etwa am 1. Februar nach der deutschen Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges, sondern Anfang April, als Deutschland dem Siege nahe war. Dieses Ereignis war die unvermeidliche Folge der vom Präsidenten und seinen Leitern von Anfang an zielbewußt betriebenen neutralitätswidrigen Politik.

Der uneingeschränkte U-Bootkrieg trat am 1. Februar 1917 in Kraft. In den ersten Monaten zeitigte er glänzende Erfolge. Die Versenkungsziffern wuchsen in kurzer Zeit zu gewaltiger Höhe. Ende März mußte Admiral Jellicoe dem amerikanischen Admiral Sims sagen, England könne nur noch bis zum November Krieg führen. Wenn dann aber doch schließlich der U-Bootkrieg die weitgehenden Erwartungen, die wir auf ihn gesetzt hatten, nicht voll erfüllt hat, so lag das an seinem späten Beginn, an der technischen Vervollkommnung und dem Ausbau der feindlichen Abwehrmittel, und an der skrupellosen Art, wie England den Schiffsraum neutraler Länder für seine Zwecke beschlagnahmte, was diese widerspruchslos hinnahmen. Genug, England wurde durch den U-Bootkrieg nicht so schwer und vor allem nicht so schnell an seinem Lebensnerv getroffen, daß es gezwungen gewesen wäre, noch vor dem aktiven Eingreifen der Vereinigten Staaten sich zu Friedensverhandlungen auf einer für Deutschland erträglichen Grundlage bereitzufinden. Auf der anderen Seite war es aber nur der Anwendung des uneingeschränkten U-Bootkrieges in den Sperrgebieten um England zu danken, daß in der Kriegführung zu Lande die Wage so lange in der Schwebe gehalten wurde, bis nach dem Zusammenbruch Rußlands sich für das deutsche Heer die Aussicht eröffnete, die Kriegsentscheidung gegen Frankreich und

England vor dem Wirksamwerden der amerikanischen Hilfe herbeizuführen.

Es gelang uns zunächst im Frühjahr 1917 auf dem westlichen Kriegsschauplatze — nach der rechtzeitigen Zurücknahme vorspringender Frontteile aus dem verwüsteten Gelände der Sommeschlacht in die vortrefflich ausgebaute Siegfriedstellung — dem Ansturm der Entente an der Aisne, in der Champagne und im Artois, der mit riesenhaftem Materialaufwand geführt wurde, erfolgreich Halt zu gebieten und blutig abzuschlagen. Schwere Meutereien im französischen Heere waren die Folge. Die zweite Hälfte des Jahres gab uns dann die Möglichkeit, auch in der Landkriegführung dem Offensivgedanken allmählich Ausdruck zu geben. Als erstes Ziel wählten wir das durch die Revolution geschwächte **Rußland.** Unter den vernichtenden Schlägen von Tarnopol, Riga, Dagoe und Oesel brach es zusammen. Gegen Ende des Jahres 1917 traten die russischen Machthaber in Waffenstillstandsverhandlungen mit den Mittelmächten ein, denen sich Rumänien anschloß. Inzwischen erfolgte auch **die Abrechnung mit Italien** in dem glänzenden kurzen Angriffsfeldzug vom Isonzo bis zum Piave im Herbst 1917. Die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatze, insbesondere die vom Juni bis in den November mit unverminderter Heftigkeit tobende Flandernschlacht, machte es uns leider unmöglich, für die Offensive gegen Italien so starke deutsche Kräfte zur Verfügung zu stellen, daß ein kriegsentscheidender Erfolg herbeigeführt werden konnte. Aber auch in Frankreich wurde es möglich, bei Cambrai einen scharfen Gegenstoß zu führen. So schloß das krisenreiche Jahr 1917 mit dem verheißungsvollen militärischen Ergebnis, daß wir nach der Niederwerfung Rußlands und Italiens Armfreiheit gewannen für die letzte und weitaus schwerste Aufgabe auf dem französisch-belgischen Kriesschauplatze. Das verderbliche Handeln der überstaatlichen Mächte in Deutschland hatte ein Mehr verhindert.

II.

Der Feldmarschall und ich schwankten nicht einen Augenblick, die Gunst der militärischen Lage auszunützen und beschlossen, im Frühjahr 1918 unter Fortsetzung des uneingeschränkten U-Bootkrieges die Kriegsentscheidung auf dem Lande durch eine **große Offensive in Frankreich** zu erzwingen, bevor die Amerikaner mit starken Kräften eingreifen konnten.

Da dieser Entschluß häufig einer abfälligen Beurteilung unterzogen worden ist, möchte ich ihn etwas eingehender begründen und dabei auch die guten Ratschläge ad absurdum führen, die mir nachträglich von der Kritik in so reichem Maße zuteil geworden sind. Es sprachen schlechterdings **alle Gründe, — politische, militärische und psychologische — für schnelles und tatkräftiges Handeln.**

Die Zeit arbeitete in diesem Kriege gegen die Mittelmächte. Gegen Ende des Jahres 1917 war es klar, daß der U-Bootkrieg allein nicht imstande war, England zur Nachgiebigkeit und zur Friedensbereitschaft zu bringen. Die englische Hungerblockade wirkte un-

vermindert fort. Die Ernährungslage der Mittelmächte wurde immer kritischer. Das Volk litt Not wie in einer belagerten Festung. Der politischen Reichsleitung war es nicht gelungen, gegenüber dem ausgesprochenen Vernichtungswillen der Staatsmänner der Entente auf diplomatischem Wege eine Verständigung anzubahnen. Die stark im Sinken begriffene Stimmung der Heimat bedurfte einer kräftigen Arznei gegen das dreifache Gift, das die Hungerblockade, die skrupellose feindliche Propaganda und die zersetzende Wühlarbeit der revolutionären Elemente, diese beiden Hand in Hand unter Führung der überstaatlichen Mächte ausspritzten. Das einzige wirksame Mittel, um die Moral zu heben, das Durchhaltevermögen zu stützen, lag im militärischen Siege. Unsere schwachen Verbündeten, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei, hielten sich kaum noch über Wasser und hatten schon längst ihre einzige Hoffnung auf die Rettung durch Deutschland gesetzt. Die Vereinigten Staaten hatten uns den Krieg erklärt und rüsteten in größtem Umfange. Konnten erst einmal die großen Massen amerikanischer Mannschaften ausgebildet und ausgerüstet auf den europäischen Kontinent hinübertransportiert und in die Schlachtlinie eingereiht werden, dann war der ganze numerische Vorteil, den wir durch Rußlands Niederlage erreicht hatten, mehr als ausgeglichen.

Wie aber stand es mit dem Werkzeug in der Hand der deutschen Feldherren, mit der Armee? Durften wir mit ihr ein Wagnis von noch nie dagewesener Größe unternehmen? Gewiß, die Armee von 1918 war nicht mehr jenes unvergleichliche Kriegsinstrument, mit dem wir vor 4 Jahren ins Feld gezogen waren. Die Waffe war schartig geworden, aber noch nicht stumpf. Zog sich der Krieg unabsehbar in die Länge, so konnten schwere Folgen für den Gehalt des Heeres eintreten. Die Mannschaftsersatzlage war schon jetzt ernst, in der Pferdebeschaffung und in der Versorgung mit Verpflegung und Betriebsstoffen, auch mit Heeresgerät ließen sich für den Sommer 1918 Schwierigkeiten voraussehen. Zu den wichtigsten Erfordernissen, die an einen Feldherrn gestellt werden müssen, gehört die Kenntnis des menschlichen Herzens. Ich glaube, ich darf mit gutem Gewissen sagen, ich hatte das richtige Gefühl für den Herzschlag des deutschen Soldaten. Ich kannte seine Nöte und Sorgen, seine Wünsche und Hoffnungen. Mehr als drei Jahre war er in Frankreich und Belgien zu der undankbaren, auf die Dauer schier unerträglichen Rolle des Amboß verurteilt gewesen, auf den die Hammerschläge des Feindes niedergesaust waren. Jetzt endlich wollte er selbst einmal Hammer werden. Die Psyche des deutschen Heeres, das im Angriffsgeist erzogen und ausgebildet war, verlangte gebieterisch diesen Rollenwechsel. Die bisher geübte defensive Kriegführung durften wir unseren Soldaten nicht länger zumuten, wenn anders nicht ihre Moral einer gefährlichen Belastungsprobe ausgesetzt werden sollte. Denn der Mann im Graben wußte ganz genau, daß ihn nur der militärische Sieg dem heißersehnten Frieden näher bringen konnte, daß der Verzicht auf eigenes kräftiges Handeln jede Friedensaussicht wieder in die Ferne rückte.

Das alles ist so sonnenklar, daß es mir unverständlich ist, wie kritische Köpfe noch heute den Gedanken vertreten können, Deutschland hätte auch im Jahre 1918 auf dem westlichen Kriegsschauplatze die bisherige defensive Kriegführung beibehalten sollen. Auch wenn jenen Kritikern hierbei eine mit kurzen offensiven Ausfällen gepaarte Defensive vorschwebt, so hieß das doch die Entschluß- und Handlungsfreiheit vollkommen den Gegner überlassen, ihm Zeit und Muse gewähren, um sich den als geeignet erscheinenden Augenblick zum Vernichtungsschlage mit überwältigender Kraft auszuwählen.

Besonders schlaue Leute meinen nun, Deutschland hätte in dieser Lage mit seiner großen Offensive nur drohen und, statt sie in die Tat umzusetzen, ein Friedensangebot machen sollen. Glaubt heute wirklich noch jemand ernstlich daran, daß ein derartiges Verfahren Deutschland einen anderen Frieden als bestenfalls unter Wilsons bekannten 14 Bedingungen gebracht haben würde? Ein Eingehen hierauf aber wäre das offene Eingeständnis der Schwäche und des Unvermögens gewesen und hätte den Vernichtungswillen unserer Feinde nur gesteigert. Nur ein im Waffengange unterlegenes Volk durfte diesen Weg beschreiten. **Der Feldmarschall und ich, wir würden vor dem Richterstuhle der Geschichte als unwürdige Vertreter des deutschen Volkes dastehen, wenn wir im Winter 1917/18 einem solchen Gedanken in unseren Erwägungen und Entschlüssen freiwillig Raum gegeben hätten.**

Nach unserer Anschauung bot die Stimmung der feindlichen Völker nur dann Aussicht auf die Anbahnung von Friedensverhandlungen, wenn wir selbst unsere Stärke zeigten und alle unsere Anstrengungen darauf richteten, die militärische Kraft der Feinde durch eine entscheidungsuchende Offensive bis ins Mark zu treffen und zu erschüttern. Gewiß darf auch der Feldherr sich in seinen Entschlüssen und Handlungen nicht ausschließlich von rein militärischen Gesichtspunkten leiten lassen, auch er hat die gesamte politische Lage als ausschlaggebenden Faktor in seine strategische Rechnung einzustellen. Das haben der Feldmarschall und ich denn auch in jenem Zeitpunkt der Hochspannung durchaus nicht außer Acht gelassen. Wir waren uns vollkommen klar darüber, daß Strategie und Politik zur Erringung des Endzweckes eng zusammenwirken, daß die militärische Idee mit einer ganz bestimmten und klaren politischen Idee in Einklang stehen mußte. Wir wollten daher, daß die militärische Offensive gepaart würde mit einer **großzügigen politischen Offensive** gegen die Heimatfront desjenigen Staates, der vor dem Wirksamwerden der militärischen Hilfe Amerikas als stärkste Kraftquelle des feindlichen Widerstandes angesehen werden mußte, **gegen die Heimatfront Englands.** Ich ließ im Januar 1918 dem Reichskanzler Grafen von Hertling hierüber eine Denkschrift zugehen. In ihr forderte ich eine geschickte und zielbewußt betriebene unablässige Propaganda, die die in England durch Lord Lansdowne ins Leben gerufene „patriotische Friedensbewegung" fördern und stärken und dem englischen Volke die Ueberzeugung beibringen sollte, daß nur die „knock out"-Politik von Lloyd George durch ihre imperialistischen Eroberungsziele Schuld an

der Fortsetzung des Krieges trüge, während ein mit der Ehre und Sicherheit Englands durchaus vereinbarter Friede ohne weiteres Blutvergießen durch Unterhandlungen zu haben gewesen wäre. Ich schrieb damals dem Kanzler: **„Worte sind heute Schlachten, richtige Worte gewonnene Schlachten, falsche Worte verlorene Schlachten. Wollen wir den Sieg hinter der englischen Kampffront zur Vorbereitung des Sieges auf dem Schlachtfelde fördern, so müssen wir solche Worte wählen, die es der patriotischen Friedenspartei in England möglich machen, vor das Volk hinzutreten und zu sagen: Wenn Ihr uns folgt, so ist der Weg zur Verhandlung frei. Ehre und Sicherheit Englands sind gewährleistet."**

Ich bezeichnete es daher in der Denkschrift als eine ernste Forderung der Heeresleitung an die politische Reichsleitung, unverzüglich eine solche politische Propaganda einzuleiten, um hierdurch die Kriegführung zu unterstützen. Die Wochen bis zum Beginn der militärischen Offensive dürften politisch nicht ungenützt verstreichen, es gelte, alle Kraft anzuspannen; kein Mittel, den Sieg zu erringen und dessen Wirkung zu verstärken, dürfe ungenützt bleiben. **Leider hat die schwache und ungeschickte deutsche politische Leitung so gut wie nichts in die Wege geleitet, um im Sinne dieser klaren und einfachen Idee das Zusammenwirken von Politik und Kriegführung auf deutscher Seite zustande zu bringen.** Ich habe auch später noch einmal, im Höhepunkt des militärischen Sieges nach der Offensive über den Chemin des Dames, die bis an die Marne führte, Anfang Juni 1918 den Kanzler zu einer politischen Propaganda-Offensive gegen die englische Heimatfront gedrängt, um die in England vorhandene Friedensbewegung so zu stärken, daß sie zur herrschenden Volksstimme würde. **Auch diesmal aber ist mein Drängen bei der passiven politischen Reichsleitung leider erfolglos geblieben. Ein Jude wurde mit der Propaganda gegen England beauftragt!**

Die Oberste Heeresleitung täuschte sich nicht einen Augenblick darüber, daß sie dem Feldheere eine ungewöhnlich schwere Aufgabe stellte, deren Lösung den Armeen der Entente drei Jahre hindurch trotz größten Anstrengungen und dem Einsatz gewaltiger Massen an Personal und Material niemals geglückt war. Galt es doch nicht nur das trefflich ausgebaute und tiefgegliederte Stellungssystem des Feindes an einer räumlich begrenzten Stelle ins Wanken und zum Einsturz zu bringen, sondern mit starken Kräften nach der Tiefe durchzubrechen. Es sollte den Feinden unmöglich gemacht werden, den Stoß mit Hilfe eilends zugeführter Reserven aufzufangen, die Flut der angreifenden Massen dicht hinter der Stelle des Dammbruches wieder abzudämmen. Der Angriff mußte also bis zur Operation im freien Felde gesteigert und diese dann bis zur Niederlage des Feindes fortgeführt werden. Das war jedenfalls die anzustrebende Höchstleistung. Ob es gelingen würde, sie gleich mit dem ersten Offensivstoß zu erzielen, war natürlich selbst bei den gründlichsten Vorbereitungen und dem Einsatz stärkster Kräfte und Kampfmittel fraglich. Wir mußten daher von vornherein die Möglichkeit ins Auge fassen, daß es mehrerer, in zeitlichen Abständen nacheinander geführter

Hammerschläge an verschiedenen Stellen bedürfen würde, um zum Bewegungskriege zu gelangen. Was unter allen Umständen vermieden werden mußte, war, daß wir uns an einer bestimmten Stelle in einer sich lang hinziehenden kräfteverzehrenden Materialschlacht festbissen.

Das Gelingen unseres großen Vorhabens war an eine ganze Reihe unerläßlicher Vorbedingungen und Voraussetzungen geknüpft. Das erste Erfordernis war die Bereitstellung genügend starker Kräfte. Wir zogen bis Mitte März aus Rußland und Rumänien 40 Divisionen, aus Italien 8 Divisionen nach Frankreich. Auf diese Weise wurde die Stärke des deutschen Westheeres bis zum Beginn der Frühjahrsoffensive auf 193 Divisionen und 3 Brigaden gebracht. Die Angaben über die in Frankreich und Belgien befindlichen Streitkräfte der Entente schwanken zwischen 167 und 180 Divisionen. Eine geringe Ueberlegenheit an Zahl der Divisionen war also auf deutscher Seite vorhanden. Bis Mitte Mai wurden dann noch 15 Divisionen vom Osten nach dem Westen verschoben. Wir wären gerne in der Schwächung der auf den anderen Kriegsschauplätzen befindlichen deutschen Kräfte noch weiter gegangen, um so viel Truppen als irgend angängig für die unmittelbare oder auch nur mittelbare Mitwirkung bei dem Entscheidungsschlage im Westen heranzuziehen. Das war indessen nicht möglich. Unsere Front in Groß-Rußland bedurfte einer wenn auch nur schwachen Besetzung, um das Uebergreifen russischer Banden in das besetzte Gebiet zu verhindern. Auch in Rumänien mußten Besatzungstruppen zurückbleiben. Das rumänische Heer war zwar demobil, aber in Kriegsausrüstung im östlichen Teil des Landes belassen. Besonders störend war, daß wir zu der Expedition in der Ukraine gezwungen waren, die 20 Divisionen, wenn auch ältester, in Frankreich als Kampftruppen nicht verwendbarer Jahrgänge beanspruchte. Die Ernährungslage der Mittelmächte hatte sich aber derart verschlechtert, daß sie die Verpflegungsvorräte der Ukraine zum Leben unumgänglich nötig brauchten, da die rumänische Ernte vollständig mißraten war. Auch unsere Bemühungen, Teile der österreichisch-ungarischen Wehrmacht auf den französischen Kriegsschauplatz zum Einsatz heranzuziehen, scheiterten schließlich an der Abneigung des jungen Kaisers Karl, der dabei ganz unter dem Einfluß seiner ententistisch gesinnten Gemahlin, der Kaiserin Zita, stand. Die deutsche Oberste Heeresleitung drängte daher darauf, daß die Oesterreicher wenigstens einen selbständigen Angriff in Italien machten, der als Ablenkung für unser großes Vorhaben wirken sollte. Dieser Angriff ist aber viel zu spät, erst im Juni 1918 mit unzureichenden Kräften unternommen worden und bekanntlich vollkommen gescheitert.

Ein anderes Erfordernis für das Gelingen des Durchbruchs war die sachgemäße Durchbildung der Truppen für die ihnen bevorstehende Kampfaufgabe. So wurde in den Wintermonaten 1917/18 in harter, gründlich durchdachter und straff organisierter Arbeit das schartig gewordene Schwert wieder geschärft. Es sei nur auf einige wenige Punkte hingewiesen. Da die geplante Offensive nicht in der bisher von unseren Gegnern immer wieder versuchten und stets ergebnislos geendeten Form der Materialschlacht zum Ausdruck kommen durfte, so wurde der Haupt-

wert in der taktischen Ausbildung auf das Moment der Ueberraschung, auf schnelles, entschlossenes Handeln und auf die sofortige Ausbeutung von Anfangserfolgen gelegt. Infanterie und Artillerie spielten sich auf enges Zusammenwirken ein. Das Wirkungsschießen der Artillerie durfte nicht wie früher erst nach tagelangem, sorgfältigem Einschießen der einzelnen Batterien beginnen, sondern mußte überraschend mit einem einzigen Schlage einsetzen. Hierfür wurde ein neues technisches Verfahren eingeführt. Alle Waffen wurden ferner im schnellen Ueberwinden von Geländehindernissen, insbesondere des Trichtergeländes der modernen Schlacht geschult. Erhebliche Schwierigkeiten machte die Ausrüstung der Truppen mit allem für den Bewegungskrieg erforderlichen Gerät, namentlich die Pferdegestellung für Geschütze und Fahrzeuge. Notgedrungen mußten wir uns damit begnügen, nur einen Teil der Divisionen des Westheeres als sogenannte Angriffs-Divisionen mit allem erforderlichen Material zu versehen.

Die Oberste Heeresleitung stand vor der Frage, an welcher Stelle sie den Durchbruch versuchen sollte. Wir entschieden uns aus politischen und militärischen Gründen **für die englische Front.** Wir nahmen an, daß England wohl eher dem Frieden geneigt werden würde, wenn ihm selbst eine vernichtende Niederlage auf französischem Boden beigebracht, als wenn sein Bundesgenosse Frankreich getroffen wurde. Auch wohnte dem englischen Heere nach unserer Einschätzung eine geringere operative Wendigkeit inne, als dem französischen. Der Erfolg gegen die Engländer erschien also leichter und sicherer. Wir hatten aber allen Anlaß nach den dreijährigen Erfahrungen unserer Gegner, alle Umstände auszunutzen, die uns die riesenhafte Aufgabe nur irgendwie erleichtern konnten. Aus diesem Grunde entschieden wir uns auch dafür, den Angriff gegen eine taktisch möglichst schwache Stelle der englischen Front anzusetzen, und wählten unter verschiedenen sorgfältig geprüften Möglichkeiten den südlichen Teil des englischen Stellungssystems auf der Strecke zwischen Arras und La Fère. Hierbei sprach entscheidend der Gesichtspunkt mit, daß der Angriff an dieser Stelle zu jeder Jahreszeit ohne Rücksicht auf die Witterung möglich war, während wir z. B. in den nassen Niederungen Flanderns mit dem Beginn des Angriffs auf den Eintritt trockener Witterung hätten warten müssen. Im Hinblick auf das bevorstehende Eintreffen der Amerikaner durften wir aber keine Zeit verlieren. Als operatives Ziel des Durchbruches auf der Strecke Arras—La Fère schwebte uns vor, das englische Heer, das in dem verhältnismäßig kleinen Küstenzipfel nördlich der Linie La Fère—Somme stand, von dem französischen zu trennen. Dann sollte durch Vorgehen nördlich der Somme in allgemein nordwestlicher Richtung fortgesetzt ein Druck auf die rechte Flanke der Engländer ausgeübt werden, bis diese unter gleichzeitigem frontalen Anpacken ihrer nördlich anschließenden Stellungen gegen die Küste gedrängt wurden. Mit dieser Aufgabe wurden die 17. und 2. Armee der Heeresgruppe des bayerischen Kronprinzen betraut. Sie verfügten zu dem Zwecke zusammen über 35 Divisionen mit etwa 2200 Feld- und 1500 schweren Geschützen. Der Südflügel der deutschen Angriffsbewegung sollte die eigene linke Flanke gegen einen mit Sicherheit erwarteten Ent-

lastungsangriff der Franzosen schützen. Die hierzu bestimmte 18. Armee der Heeresgruppe des deutschen Kronprinzen zählte 24 Divisionen mit 1600 Feld- und 1000 schweren Geschützen.

III.

Der Angriff begann am **Morgen des 21. März** auf der 75 km breiten Front der 17., 2. und 18. Armee. Ich sehe von einer Schilderung seines Verlaufes ab und will nur in großen Strichen einige interessante Lagen kennzeichnen, in denen sich die deutsche Oberste Heeresleitung vor schwierige Entschlüsse gestellt sah. Eine solche Lage ergab sich zunächst am 3. Tage der Schlacht, am 23. März. Der Angriff hatte von Anfang an einen Gang genommen, der unseren Erwartungen zum Teil nicht voll entsprach. Die 17. Armee und der rechte Flügel der 2. Armee waren infolge des hartnäckigen Widerstandes, auf den sie in der Gegend südwestlich Cambrai trafen, nur langsam und nicht sehr weit vorwärts gekommen. Hingegen hatte der linke Flügel der 2. Armee sowie die ganze 18. Armee westlich St. Quentin großen Geländegewinn erzielt und bereits die Somme bei Péronne und flußaufwärts erreicht, den Crozat-Kanal überschritten. Ich stand vor der schwerwiegenden Frage, ob ich die nach dem bisherigen Plane zum Flankenschutz gegen die Franzosen bestimmte 18. Armee in ihrem Siegeszuge anhalten und die Entscheidung auf dem rechten Angriffsflügel nördlich der Somme trotz des hier gefundenen starken feindlichen Widerstandes durch vermehrten Kräfteeinsatz erzwingen oder einen neuen operativen Entschluß fassen sollte. Wer ein feindliches Stellungssystem durchbrechen und zu einer Operation im freien Felde kommen will, darf sich nicht auf eine bestimmte Form der Durchführung festlegen. Er wird sonst leicht unfrei und läuft Gefahr, wenn die Dinge nicht ganz nach Wunsch gehen, auf halbem Wege zum Ziele stecken zu bleiben. Die Kunst des Durchbruches besteht darin, den an irgend einer brüchig gewordenen Stelle erreichten Anfangserfolg schnell und entschlossen auszuweiten, damit die Angriffshandlung im Fluß bleibt und unvorhergesehene Schwierigkeiten an anderen Stellen ausgeglichen und behoben werden. Nach diesem Grundsatz verfuhr ich. Da es infolge der eingetretenen Verzögerungen im Vorgehen des rechten Flügels nicht mehr für wahrscheinlich gehalten wurde, durch alleinige Fortsetzung der Operation nördlich der Somme die Engländer von den Franzosen zu trennen, so entschied ich mich dafür, dieses Ziel nunmehr durch weiteres Vorgehen auf der ganzen Linie nördlich und südlich der Somme zugleich zu erstreben. Damit wurde die 18. Armee aus ihrer bisherigen strategisch defensiven Nebenaufgabe zur Mitwirkung an der Hauptaufgabe herangezogen, die so für alle drei Armeen eine Einheitsaufgabe wurde. Die 17. Armee erhielt für ihr weiteres Vorgehen die Richtung nach Nordwesten, die 2. Armee auf beiden Ufern der Somme nach Westen, die 18 nach Südwesten. Der Verlauf der Offensive bewies die Richtigkeit dieses aus der Lage des Augenblicks geborenen Entschlusses. Der Siegeslauf des linken Flügels der 2. Armee und der ganzen 18. Armee behob die Gefahr, daß sich die Offensive des rechten Flügels in der Gegend süd-

westlich Cambrai vorzeitig totlief. Am 26. März erreichten wir bereits die Linie Albert—Noyon. Da die englische 5. Armee völlig zertrümmert in westlicher Richtung auf Amiens zurückflutete, entstand eine breite Lücke zwischen der englischen und französischen Front, die von den ersten eiligst herbeigeeilten und in den Kampf geworfenen Divisionen der Franzosen nur notdürftig und unzureichend ausgefüllt werden konnte.

Für mich ist die persönliche Schilderung, die Marschall Foch jüngst von den schweren Gefahren jener Lage entworfen hat, deshalb besonders interessant, weil ich aus ihr mit Genugtuung ersehe, daß der neue, von der militärischen Kritik häufig getadelte operative Entschluß, den ich am Abend des 26. März faßte, den wirklichen Verhältnissen auf Seiten unserer Feinde durchaus Rechnung getragen hat. Ich legte nämlich nunmehr den Schwerpunkt unserer Offensive noch mehr auf die Mitte und auf den linken Flügel, wo unser Erfolg am größten war, und erweiterte die Ziele für die 2. und 18. Armee. Durch eine Vorwärtsschwenkung dieser beiden Armeen um den linken Flügel der 18. bei Noyon in der Richtung auf die untere Somme (Amiens) und auf die Avre hoffte ich die vollständige Trennung der Engländer und Franzosen herbeizuführen. Dieses hochgesteckte Ziel, in dem ich die Krönung des Durchbruchs sah, ist nicht mehr erreicht worden. Gewiß hat dazu die Führung Fochs, der jetzt mit dem einheitlichen Oberbefehl über die Ententetruppen betraut wurde, das ihrige beigetragen. Er warf mit starkem Willen alle nur irgend verfügbaren Truppen in die Bresche. Indessen verging doch noch eine Reihe von Tagen, bis sich der Widerstand der überstürzt und zusammenhangslos auf dem Kampffelde eintreffenden Verstärkungen so sehr versteifen konnte, daß ein fester Wall entstand. Bis dahin winkte den Deutschen bei rastlosem Vorwärtsdrängen der Schlachterfolg. Die 18. Armee und ihre Divisionen aber stellten, nachdem am 27. März Montdidier erreicht war, ihr weiteres Vorgehen für die nächsten Tage fast ganz ein. Sie wartete das Einschwenken ihrer rechten Nachbararmee, der 2., gegen die untere Somme in der Richtung auf Amiens ab. Bei dieser erlahmte aber allmählich der hinreißende Schwung, der ihre bisherige Offensive ausgezeichnet hatte. Als dann am 30. März der allgemeine Angriff beider Armeen wieder in Fluß kommen sollte, war es für einen durchschlagenden Erfolg zu spät geworden. Wir mußten uns mit geringem Geländegewinn begnügen. Schweren Herzens entschloß ich mich daraufhin, die Offensive einzustellen. Auch der Versuch, nach einigen Ruhetagen und Heranschaffung ausreichender Munition den strategisch wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Amiens in Besitz zu nehmen, scheiterte am 4. April. Für mich unterliegt es jetzt nach den Darlegungen des Marschalls Foch, die sich übrigens ganz mit denen Winston Churchills decken, keinem Zweifel, daß dieses unbefriedigende Ergebnis hätte vermieden werden können, wenn es nach meinen Wünschen das Vorgehen in unaufhörlichem Fluß erhalten und dem Feinde nicht die Zeit zur Organisierung nachhaltigen Widerstandes gelassen wäre.

Wenn daher auch dieser Ausgang in strategischem Sinne kein voller Erfolg genannt werden konnte, so bedeutete doch die erste große deutsche Offensive einen überaus schweren Schlag für die Engländer

Mehr als 40 englische Divisionen waren gründlich geschlagen und in ihrer Kampfkraft auf lange Zeit hinaus stark erschüttert, ganz abgesehen von den großen Verlusten, die sie an Toten, Verwundeten, Gefangenen und Kriegsmaterial erlitten hatten. Auch ein beträchtlicher Teil der französischen Reserven war bereits in Mitleidenschaft gezogen worden.

Jetzt kam es darauf an, diesem ersten Hammerschlage so schnell als möglich an anderer Stelle einen zweiten folgen zu lassen. Das geschah schon am 9. April in Flandern beiderseits Armentières. Der Angriff richtete sich wiederum gegen die Engländer und gegen die Portugiesen.

Das Ziel bildeten hauptsächlich die beherrschenden Höhen nördlich Hazebrouck. Gelang es, diese in Besitz zu nehmen, so ließ sich hoffen, daß die Engländer den nördlich anschließenden vorspringenden Bogen bei Ypern räumen würden. Bei glücklichem Verlauf der Dinge bestand die Aussicht, die Operation bis zur Kanalküste fortzuführen. Beteiligt waren 36 Divisionen der 6. und 4. Auch dieser 2. Angriff brachte trotz sehr schwieriger Geländeverhältnisse einen großen taktischen Erfolg. Wiederum erlitten die Gegner schwere Verluste. Alle Errungenschaften der Flandernschlacht des vorigen Jahres waren mit einem Schlage dahin. Das operative Ziel hingegen, das ich mir gesteckt hatte, wurde auch diesmal nicht erreicht. Ein völliger Durchbruch gelang nicht. Der Kräfteverbrauch war auf beiden Seiten groß, die Entscheidung des Feldzuges noch nicht gefallen.

Was war zu tun? Sollten wir die Angriffswaffe senken, uns dem „blitzenden Vergeltungsschwert" des Gegners preisgeben? **Das bedeutete den Verzicht auf den militärischen Sieg. Was nennt man Feldherrngröße? Die Kraft zur Einseitigkeit, das Niederringen aller Zweifel, jeglichen Kleinmuts in der eigenen Brust, das unerschütterliche Festhalten an einem großen Entschluß, zu dem die Seele einmal erstarkt ist.** Marschall Foch hat recht, wenn er die Willenskraft des Führers, die ihn selbst in verzweifelter Lage in dem Glauben an den Endsieg nicht wankend werden läßt, als die hervorstechendste Eigenschaft des Feldherrn bezeichnet. Ich hatte so oft in diesem schweren Kriege schon verzweifelte Lagen durch Standhaftigkeit und festes Vertrauen zum Guten gewendet. Verzweifelt war unsere Lage diesmal noch keineswegs. Für mich gab es daher auch jetzt keinen Zweifel. Es galt mit Aufbietung äußerster Kraft dem Gegner auch fernerhin das Gesetz vorzuschreiben. Ich hielt dabei an dem Gedanken fest, die Engländer entscheidend zu schlagen. Nach sorgfältiger Erwägung alles Für und Wider entschlossen wir uns, dieses Ziel nicht durch Wiederaufnahme des Angriffs an der Front von Amiens, sondern in Flandern anzustreben, wo die beim Abschluß der letzten Offensive erreichten Stellungen einen günstigeren Ausgangspunkt für die Fortführung der Operation bildeten. Wir glaubten hierzu aber in der Lage zu sein, wenn es zuvor gelänge, durch einen Ablenkungsangriff an anderer Stelle die jetzt in Flandern stehenden starken Reserven des Feindes von dort fortzuziehen.

IV.

Diesem Zwecke sollte **der Angriff** an der Front der Heeresgruppe des deutschen Kronprinzen **am Chemin des Dames** dienen. Freilich war seine Durchführung nicht sofort, sondern erst nach Sicherstellung aller für das Gelingen notwendigen Vorbereitungen mit wieder aufgefrischten Kräften möglich. Das kostete Zeit, die auch den Feinden zugute kam. Insbesondere rückte das Wirksamwerden der Amerikaner in bedrohliche Nähe. Es blieb nichts übrig, als dieses unvermeidliche Uebel in Kauf zu nehmen. Der Angriff der 7. Armee und eines Teiles der 1. an der Aisnefront begann Ende Mai. Er bedeutete für den Feind eine vollkommene Ueberraschung. Die von uns angegriffene Frontstrecke war nur schwach besetzt und wenig Reserven dahinter zur Stelle. Unser ursprüngliches Ziel war räumlich nicht weit gesteckt. Aus der schnellen und geschickten Ausnutzung der ungeahnt großen Anfangserfolge entwickelte sich jedoch eine gewaltige Schlacht, die neben großer Beute reichen Geländegewinn brachte. Wenn dabei der Kräfteeinsatz und Kräfteverbrauch über das ursprünglich beabsichtigte Maß hinausging, so darf nicht übersehen werden, daß hierdurch auch die materielle und moralische Wirkung auf den Feind ganz erheblich gesteigert wurde. Die Voraussetzungen für das Gelingen des Angriffs, der als nachfolgender Hauptakt an der Flandernfront gegen die Engländer geplant war, wurden hierdurch wesentlich verbessert. Auch Marschall Foch gibt das zu. Nach seinen Darlegungen verhinderte ihn die „groß und klug angelegte" deutsche Offensive an der Aisnefront an der Durchführung eines von ihm geplanten und bereits befohlenen Gegenangriffs in Flandern. Er war gezwungen, seine dort stehenden Reserven zum großen Teil an die bedrohte Marnefront zu werfen, sodaß schließlich 35 französische Infanterie-Divisionen und 6 Kavallerie-Divisionen in die Schlacht zwischen Aisne und Marne verwickelt wurden. Auch 5 englische, 2 amerikanische und 2 italienische Divisionen mußten in diese Front eingesetzt werden. Am 2. Juni erging der bekannte Notschrei Lloyd Georges, Clemenceaus und Orlandos im Einverständnis mit Marschall Foch an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, es bestehe die große Gefahr, daß der Krieg verloren würde, wenn nicht die zahlenmäßige Unterlegenheit der Alliierten so schnell wie möglich durch die Ankunft amerikanischer Truppen behoben würde. Der moralische und materielle Erfolg der dritten deutschen Offensive war also ein unbestreitbar großer. Freilich war es nachteilig, daß sich aus der Weiterführung des Angriffs bis an die Marne für die 7. Armee eine schwierige taktische Abschlußlage ergab, ein weit nach Süden vorspringender Bogen mit Gefährdung beider Flanken und ungünstige Nachschubverhältnisse. Das lag daran, daß die Teilangriffe auf beiden Flügeln bei Soissons und gegenüber Reims und ebenso ein etwas später im Juni unternommener Vorstoß, aus der Front Montdidier—Oise in der Richtung auf Compiègne hinter den Erwartungen zurückblieben.

Um diese taktischen Nachteile der Bogenstellung an der Marne auszugleichen und um gleichzeitig die immer noch zu stark erscheinende Massierung der feindlichen Kräfte in Flandern weiter zu lockern und zu

schwächen, wurde dann noch einmal Mitte Juli ein zweiter großer Ablenkungsangriff an der Front der Heeresgruppe des Deutschen Kronprinzen beiderseits Reims unternommen. Auch er stand ganz im Einklang mit meinem operativen Grundgedanken. Er sollte das Mittel sein, um die Erfolgsaussichten für den anschließend gedachten entscheidenden Schlag gegen die Engländer in Flandern zu erhöhen. Ueber die wesentlich gesteigerten Schwierigkeiten, die es jetzt angesichts des Eintreffens starker amerikanischer Kräfte zu überwinden galt, gab ich mich keinen Täuschungen hin. Das englische Heer hatte seit Ende April Zeit gefunden, Atem zu holen und seine schwer erschütterten Divisionen wieder in Ordnung zu bringen. Auch die Ersatzschwierigkeiten schienen nach Gefangenenaussagen überwunden zu sein. Die besonders kampfkräftigen kanadischen und australischen Truppen waren durch die bisherigen Kämpfe wenig berührt worden. Seit Mitte Juni nahm die feindliche Gefechtstätigkeit an der Front des bayerischen Kronprinzen ständig zu. Die erhebliche Einbuße, welche die Gefechtskraft des französischen Heeres unter der Wirkung der letzten deutschen Offensive erlitten hatte, berechtigte noch keineswegs zu dem Schluß, daß seine Widerstandskraft im Erlahmen sei. Mir war auch klar, daß die Franzosen um einen vollen Rekrutenjahrgang günstiger standen als die Deutschen, in Nord-Afrika ein großes Menschenreservoir besaßen und mit der Uebernahme zahlreicher Abschnitte ihrer Front durch die Amerikaner mehr und mehr Reserven auszuscheiden vermochten. Besorgniserregend lauteten die Nachrichten über den Umfang und die Schnelligkeit der amerikanischen Ueberseetransporte seit April. Am 1. Juli schätzte der deutsche Generalstab die Zahl der auf französischem Boden befindlichen Amerikaner auf über 1 Million, davon 600 000 Mann fechtender Truppen. Ihre Divisionen — wir schätzten die Zahl auf 22 — waren an Kopfstärke der Infanterie noch einmal so stark wie die deutschen. Es war kein Zweifel, daß Amerika fest entschlossen war, seine schier unerschöpfliche Kraft dem Kriege dienstbar zu machen. Der U-Bootkrieg hatte auf die Durchführung der amerikanischen Seetransporte keinen entscheidenden Einfluß ausüben können, da die Vereinigten Staaten und die Entente, die vorgaben, für die kleine Nation zu kämpfen, völkerrechtswidrig von Holland Schiffstonnagen erpreßten. Genau so, wie sie 1917 Griechenland vergewaltigt hatten. Wo der amerikanische Soldat bisher im Kampfe aufgetreten war, hatte er sich zwar wenig gewandt, aber tapfer und mit dem Vollgewicht unverbrauchter Nerven geschlagen. Es war abzuwarten, ob die noch nicht zum Einsatz gelangten neuen Divisionen den bisher aufgetretenen Elitetruppen gleichwertig sein und ob die Truppenführung in großen selbstständigen Verbänden, zumal im Bewegungskriege, aus Mangel an taktischer und technischer Ausbildung sich vollwertig zeigen würden.

Demgegenüber hatte das deutsche Feldheer auf keinerlei Verstärkungen mehr zu rechnen. Von anderen Kriegsschauplätzen konnte ein Kräftezuwachs für Angriffszwecke nicht mehr flüssig gemacht werden. Der Ersatz aus der Heimat wurde immer spärlicher. In der Hauptsache bestand er nur noch aus den an die Front zurückkehrenden leicht Verwundeten und Wiedergenesenen. Zum Teil mußte er aus den

Kolonnen und Trains, aus der Etappe und sonstigen nichtfechtenden Formationen entnommen werden. Die Frontstärken der Bataillone sanken bis auf 500 Kämpfer und darunter. Ich verbarg mir auch nicht, daß der Zersetzungsprozeß durch die feindliche Propaganda wie auch jetzt meist die Arbeit der überstaatlichen Mächte, vor allem durch das Ueberhandnehmen revolutionär gesinnter Elemente, das den Geist der Heimat bereits stark unterminiert hatte, auch in den Reihen des Feldheeres Eingang zu finden begann. Nach alledem war ich mir vollkommen klar darüber, daß die Angriffskraft und Leistungsfähigkeit der Truppen nicht mehr auf der gleichen Höhe stand, wie bei Beginn der Frühjahrsschlacht.

Trotz all' dieser unverkennbaren Schwierigkeiten behielten der Feldmarschall und ich unseren starken Glauben, daß die Schlagkraft des Heeres für die Durchführung der ihm gestellten Aufgabe ausreichen würde. Voraussetzung war freilich, daß es wie bisher, so auch in Zukunft gelang, die eigenen Absichten und Maßnahmen in Dunkel zu hüllen und den Schlag wieder überraschend gegen eine schwache Stelle des Feindes zu führen. Traf diese Voraussetzung zu, so konnte ein deutscher Sieg an der Marne und in der Champagne noch im Juli 1918 die weitere Gestaltung der ganzen Kriegslage entscheidend zugunsten Deutschlands beeinflussen. Den Amerikanern wäre dann die schwierige Aufgabe zugefallen, ihren bedrängten Bundesgenossen fort und fort an den verschiedensten Stellen beispringen zu müssen. Eine planmäßige Auswirkung des von ihnen gebrachten Kraftüberschusses wäre verhindert worden. Indessen gerade die wichtigste Voraussetzung, an die das Gelingen der neuen Offensive geknüpft war, hat sich nicht erfüllt. Nicht an ungenügenden Vorbereitungen, an Fehlern der Führung, an Mangel an verfügbaren Kräften oder am Versagen der Truppen ist der deutsche Angriff beiderseits Reims Mitte Juli gescheitert, sondern daran, daß die Ueberraschung des Feindes nicht glückte. Der schlagartigen Eröffnung des artilleristischen Wirkungsschießens ohne vorheriges Einschießen, das bisher allen deutschen Angriffen ihre sieghafte Kraft verliehen hatte, blieb der erhoffte Erfolg versagt, weil der Feind durch verräterische Aussagen deutscher Gefangener ganz genau über die Wahl der Angriffsstelle und über Tag und Stunde des Angriffsbeginns unterrichtet war. Er wurde dadurch in die Lage versetzt, rechtzeitig den Widerstand in hintere Stellungen zurückzuverlegen, vor allen Dingen seine Kampfartillerie weit zurückzunehmen, sodaß sie unerschüttert blieb. Foch hätte noch sorgfältige und wohldurchdachte Vorbereitungen hierfür treffen können, sie wären schwerlich zur Auswirkung gekommen, wenn ihm nicht deutsche Leichtfertigkeit und Verrat — es ist bitter, das sagen zu müssen — die Handhabe geboten hätte, diese Vorbereitungen rechtzeitig und an der richtigen Stelle in die Tat umzusetzen. Es erscheint auch zweifelhaft, ob es ihm möglich gewesen wäre, unter dem Eindruck eines großen deutschen Erfolges an der Marne und in der Champagne den Flankenstoß gegen die Westfront der 7. Armee aus dem Walde von Villers Côtterets zu führen. War er doch schon zweimal, bei Amiens und in Flandern, an einem Gegenstoß dadurch verhindert worden, daß die Deutschen kurz zuvor an anderer Stelle angegriffen und ihn gezwungen hatten, seine bereitgestellten Kräfte an der bedrohten Stelle

zur Abwehr einzusetzen. Nur Foch selbst weiß, wie alles zugegangen war, er belohnte eine Französin, die sich während des Krieges in Luxemburg aufgehalten hatte, mit dem Kreuz der Ehrenlegion.

Bei Reims ist der deutsche Angriff am 15. Juli zum ersten Male nicht durchgedrungen. Um nutzlosem Kräfteverbrauch und größeren Verlusten vorzubeugen, wurde sofort am nächsten Tage die Offensive der 1. und 3. Armee in der Champagne eingestellt und in den folgenden Tagen wurden auch die Truppen der 7. Armee, die die Marne überschritten hatten, hinter den Fluß zurückgenommen. Der Hauptzweck, die Schwächung der feindlichen Front in Flandern durch Wegziehen der dort bisher stehenden starken Reserven, schien durch das Ablenkungsmanöver trotz des taktischen Mißerfolges erreicht zu sein. Sofort begannen unsere Transporte aus der Gegend von Reims nach der Flandernfront zu rollen, um nunmehr dort möglichst bald zu dem lange geplanten und vorbereiteten Schlage auszuholen. Mitten in diese Bewegung fuhr am 18. Juli Fochs große Offensive aus dem Walde von Villers Côtterets auf Soissons. Unter ihrem Druck mußten die Truppen der 7. Armee hinter die Vesle in die Linie Soissons—Reims zurückgenommen werden. In der Nacht vom 1. zum 2. August wurde diese Linie unter geschickten Nachhutkämpfen erreicht. Der ganze im Mai erkämpfte Marnebogen war somit wieder aufgegeben, unleugbar ein schwerer Rückschlag. Daß der schwierige Rückzug glückte, war der musterhaften Haltung der Truppen zu verdanken. Die Verluste waren groß. Viele Divisionen waren verbraucht. Frische Kräfte mußten zur Herstellung der Lage herangezogen werden. Schweren Herzens war ich gezwungen, den Flandernangriff aus Mangel an verfügbaren Kräften und Kampfmitteln aufzugeben. Was ich bemüht gewesen war, mit Aufbietung aller Kraft zu verhindern, trat nun doch ein: Die Initiative ging nach dynamischen Gesetzen auf den Feind über. Deutschlands Lage wurde bitter ernst.

Am 8. August folgte eine neue schwere Enttäuschung. Der überraschende Angriff der englischen 4. und der französischen 1. Armee in der Gegend von Amiens und Montdidier führte zu einem tiefen Einbruch in die deutschen Stellungen. Was hierbei besonders bedenklich stimmen mußte, war der offensichtliche Niedergang der deutschen Kampfkraft, wenn auch die weitaus größte Zahl unserer Divisionen sich immer noch hervorragend geschlagen hatte. Bei der fortgesetzten Verschlechterung unserer Ersatzlage bestand keine Hoffnung, durch eine strategische Aushilfe die Lage wieder zu unseren Gunsten zu wenden. **Der Krieg war militärisch nicht mehr zu gewinnen. Aufgabe der Politik wurde es, ihn zu beendigen.**

Ich möchte an dieser Stelle einige Worte über **das Verhältnis zwischen Politik und Kriegführung** auf deutscher Seite einschalten. Bekanntlich ist mir vorgeworfen worden, daß ich die tatsächliche Oberleitung sowohl der Politik wie des Krieges an mich gerissen hätte. Das entspricht — leider — in keiner Weise den Tatsachen. Nach meiner ganzen Vergangenheit, aber auch bei meiner ungeheuren, schweren Arbeitslast fehlte mir jede Neigung, mich in die Politik zu mischen. **Wenn ich es gleichwohl getan habe, so ist es nicht aus Ehrgeiz,**

sondern aus dem Verantwortungsgefühl geschehen, der knochenweichen und unfruchtbaren Politik des ersten Kanzlers Bethmann-Hollweg, die ich für den Verlauf und Ausgang des Krieges als höchst verhängnisvoll ansah, Einhalt zu tun. Gleich dem Feldmarschall fühlte ich mich dem deutschen Volke gegenüber moralisch verpflichtet, meine ganze Kraft und Autorität dafür einzusetzen, daß der Ausgang des Krieges der Ehre, Sicherheit und Machtstellung des Reiches und den gebrachten gewaltigen Opfern entsprach. Bethmann-Hollweg gelang es nicht, im deutschen Volke eine einheitliche kraftvolle Auffassung über die unabänderliche Notwendigkeit des Durchhaltens und der Anspannung der gesamten Volks- und Wirtschaftskraft für den Kriegszweck zur Geltung zu bringen. Während das Heer mit beispiellosem Opfermut einer Welt von Feinden trotzte, ging **in der Heimat** der Burgfriede der politischen Parteien in die Brüche. Antimilitaristische, pazifistische und defätistische Strömungen und revolutionäre Umtriebe Hand in Hand mit den übelsten Korruptionserscheinungen führten zu schweren Erschütterungen der deutschen Volksseele. Auch gegenüber den Verbündeten ließ es die politische Reichsleitung an der erforderlichen Festigkeit und Zielsicherheit fehlen. Auf allen Gebieten ihrer Tätigkeit bot sich dasselbe Bild: **sie lavierte, wo sie mit starkem Arme führen mußte.** Daß die Oberste Heeresleitung, die dieses traurige Versagen sah, häufig zu scharfer Frontstellung dagegen und zu unmittelbaren Eingriffen in politische Verhältnisse gezwungen war, um die schlimmsten Wirkungen zu verhüten, ist ganz selbstverständlich. Sie hätte ihrer Pflicht nicht genügt, wenn sie nicht mit aller ihr zur Verfügung stehenden Autorität darauf gedrungen hätte, **daß Politik und militärische Kriegführung zur Erkämpfung des Sieges einheitlich zusammenarbeiten müßten.** Leider waren ihre Bemühungen nicht von Erfolg gekrönt. Denn auch nach dem Rücktritt des Kanzlers von Bethmann-Hollweg im Juli 1917 änderte sich unter seinen Nachfolgern Michaelis und Graf Hertling an den Zuständen im Innern Deutschlands und am Verhältnis zu den Bundesgenossen nichts. Der Mangel an Einhelligkeit im Denken und Handeln zwischen dem Staatsmann und dem Feldherrn, der auf deutscher Seite im Weltkriege von Anbeginn bis zum Schluß geherrscht hat, ist eine der wesentlichsten Ursachen des schließlichen Zusammenbruchs geworden. **Heute sehe ich klar. Die Zustände in der Heimat waren das Ergebnis der von den überstaatlichen Mächten schon in der Vorkriegszeit begonnenen Politik, der die Reichsleitung, welche Männer ihr auch angehörten, sich bewußt oder unbewußt willig unterordneten. Deutschland durfte nicht siegen. Hätte ich gewußt, was ich heute weiß, ich hätte trotz aller Abneigung tief in solche Politik eingegriffen und würde Deutschland damit gerettet haben.**

Anfang Juni 1918 hatte ich, wie schon erwähnt, dem Reichskanzler Grafen Hertling eine Denkschrift zugehen lassen, in der ich die schon vor Beginn der Frühjahrs-Offensive erhobene Forderung auf

unverzügliche Einleitung einer politischen Propaganda-Offensive gegen die englische Heimatfront dringlich erneuert, da uns die militärischen Erfolge allein den Frieden nicht bringen könnten. Zum Schluß hieß es in dieser Denkschrift: „Wir dürfen uns nicht wie bisher von den Ereignissen treiben lassen und warten, ob uns eines schönen Tages die politischen Früchte unserer Siege in den Schoß fallen. Ohne das Einsetzen einer planmäßig handelnden Staatskunst vor Abschluß der militärischen Operationen kann der staatsmännische Friede nicht sichergestellt werden, der allein unseren Interessen entspricht." Diese Worte mochten der politischen Reichsleitung gewiß nicht gerade angenehm in den Ohren klingen, weil sie eine bittere und ihr peinliche Wahrheit enthielten. Statt nun aber endlich das längst Notwendige im Sinne meiner Forderung in die Wege zu leiten, revanchierte sich der damalige Staatssekretär des Auswärtigen Amts durch die Flucht in die Oeffentlichkeit, indem er von der Tribüne des Reichstages aller Welt vernehmbar verkündete, daß „durch rein militärische Entscheidungen ohne diplomatische Verhandlungen ein absolutes Ende des Krieges kaum erwartet werden könne." Einen schlimmeren Dienst konnte der verantwortliche Leiter der auswärtigen Politik dem deutschen Volk und Heer in diesem kritischen Augenblick schwerlich leisten. Das Ausland sah darin selbstverständlich nichts anderes, als das in schöne Worte gekleidete Eingeständnis, daß Deutschlands militärische Kraftleistung ihre Grenze gefunden habe, die Entlassung des Staatssekretärs war die Folge seines nur staatsmännischen Zweckes. Der unvermeidliche Schaden aber, den seine Rede im Auslande und natürlich auch im eigenen Volke und Heer angerichtet hatte, blieb bestehen. Es folgte als Staatssekretär des Auswärtigen Amts Admiral von Hintze, der aber in seiner Persönlichkeit tief enttäuschen sollte. Ich erstrebte ein enges Zusammenwirken mit ihm. Bald nach seiner Ernennung trat die entscheidende Wendung der Kriegslage zu Ungunsten der deutschen Waffen ein, die ich vorher geschildert habe. In den Besprechungen in Spaa am 13. und 14. August wurde die politische Leitung durch die Oberste Heeresleitung klar und eindeutig darüber unterrichtet, daß der Krieg militärisch nicht mehr zu gewinnen sei. Unsere Kriegsführung könne sich nur noch die Aufgabe stellen, durch strategische Defensive den Kriegswillen der Feinde allmählich zu lähmen. Der Staatssekretär zog daraus die richtige Konsequenz, daß unter Fallenlassen unserer bisherigen politischen Wünsche Friedensverhandlungen eingeleitet werden müßten. Ob und was er aber daraufhin diplomatisch in die Wege geleitet hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Oberste Heeresleitung wurde darüber nur unvollkommen unterrichtet. Ich habe Grund zu der Annahme, daß die Diplomatie sich mit dem Ausstrecken von Friedensfühlern erst viel Zeit gelassen hat. Auch fand er wohl taube Ohren.

V.

Inzwischen gestaltete sich die Kriegslage, wie vorauszusehen war, immer ungünstiger. Die deutsche Heeresfront, wie sie bei der

Einstellung der eigenen Offensive bestand, war für die fortgesetzt sich mindernden Gefechtsstärken und für den ungleichartigen Gefechtswert der Truppen zu ausgedehnt, auch in ihrer geschwungenen Linienführung zu ungünstig, um sie gegen einen feindlichen Generalangriff auf der ganzen Linie behaupten zu wollen. Es handelte sich also darum, das Feldheer ganz allmählich in kürzere Linien zurückzunehmen. Dies freiwillig vor neuer ernster Kampfberührung mit dem Gegner zu tun, hätte sich nur empfohlen, wenn die Aussicht bestanden hätte, aus der Rückzugsbewegung heraus an einer bestimmten Stelle überraschend zu einem großen Gegenangriff wieder vorzubrechen. Bot sich eine derartige Aussicht nicht, worüber das zahlenmäßige Mißverhältnis der kämpfenden Parteien leider keinen Zweifel ließ, so hätte ein kampfloses Zurückgehen auf der ganzen Linie das offene Eingeständnis unserer militärischen Schwäche bedeutet. Alles aber kam in der jetzigen politischen Lage darauf an, den Feinden keinen leichten mühelosen und trophäenreichen Triumphzug über erhebliche Raumgebiete zu gestatten, sondern sie durch zähen Widerstand vor immer wiederholte schwere Kampfaufgaben zu stellen, deren Bewältigung nur um den Preis großer Opfer möglich war. Ließ es sich auf die Dauer nicht vermeiden, daß die Wage sich zu ihren Gunsten senkte, so sollte ihnen der schließliche Sieg so teuer wie irgend möglich zu stehen kommen. Nur eine mit Aufbietung der äußersten Kraft unter ständigem Widerstand durchgeführte Rückzugsdefensive ließ erhoffen, den Kriegswillen des Gegners soweit zu lähmen, daß der unvermeidlich gewordene Verzichtfriede für Deutschland nicht unerträgliche Bedingungen brachte. Ich war mir voll bewußt, daß ich damit auch dem eigenen Heere eine gewaltig schwere Aufgabe zumutete; es hatte um Zeitgewinn zu kämpfen für die Einleitung von Friedensverhandlungen, sollte hartnäckigsten Widerstand leisten und sich doch nirgend einer entscheidenden Niederlage aussetzen.

Zum Ruhm der deutschen Frontkämpfer darf gesagt werden, daß sie sich dieser großen undankbaren und entsagungsvollen Aufgabe bis zum Schluß des Krieges voll gewachsen gezeigt haben. Minderte sich auch die Zahl der Gewehre und der Maschinengewehre an der Kampffront in erschreckendem Maße, so haben die Häuflein von Helden, die sie bedienten, den Feinden die Offensive in den drei letzten Kriegsmonaten wahrlich nicht leicht gemacht. Wir wissen, daß auch die Feinde den sicheren Eindruck gewonnen haben, daß sie es mit einem tapferen Gegner zu tun hatten, der schließlich nicht zu überwinden war. Auf die einzelnen Phasen dieses heroischen Abwehrkampfes will ich nicht näher eingehen, nur das Ergebnis feststellen, daß der Kern des deutschen Feldheeres, aus tausend Wunden blutend, trotz aller riesenhaften Anstrengungen der Feinde bis zum Schluß fest in der Hand seiner Führer geblieben, nie und nirgends durchbrochen worden ist, seinen Rückzug planmäßig, schrittweise und in voller Ordnung durchgeführt hat. **Unbesiegt und in seiner Moral ungebrochen ist das Heer dem Druck der Massen gewichen, denen es nicht gelungen ist, ihm eine Niederlage zu bringen. Es darf auf jene bitterschwere Zeit mit gleichberechtigtem Stolze zurückblicken wie die Sieger.**

Noch ein Wort über die Bedeutung, die der Mitwirkung der Amerikaner am Ausgang des Krieges zukommt. Ihr aktives Eingreifen in die Operationen hat den Krieg zu Gunsten der Entente, d. h. zu Gunsten der überstaatlichen Mächte entschieden. Mit dem ungeheuren Plus voller, unverbrauchter Nervenkraft, das ihre Massen in den Kampf mitbrachten, glichen sie die Schwäche ihrer durch den vierjährigen Krieg stark erschöpften, schon erliegenden Verbündeten aus. Sie trugen in den letzten Monaten die Hauptlast der Kämpfe und haben dem deutschen Feldheere jedenfalls schwerer zu schaffen gemacht als die Franzosen und Engländer. Der Unterschied tritt augenfällig in die Erscheinung bei dem Ende September beginnenden kombinierten Angriff der Franzosen in der Champagne und der Amerikaner zwischen Argonnen und Maas. Der deutschen 3. Armee in der Champagne fiel es nicht schwer, sich 14 Tage lang des frontalen Angriffs der Franzosen zu erwehren. Die links benachbarte deutsche 5. Armee mußte zwischen Argonnen und Maas vor dem Angriff der Amerikaner erheblich schneller Raum geben, zumal dort nur abgekämpfte Divisionen standen. Durch den hieraus entstehenden Druck auf ihre linke Flanke sah sich dann auch die deutsche 3. Armee zum Ausweichen hinter die Aisne und Aire gezwungen. Auch in den späteren Kämpfen um den Besitz der Maaslinie durften die Amerikaner wiederum eine entscheidende Wirkung auf die Gesamtlage als ihren Erfolg buchen, indem sie durch das frontale Zurückdrängen der ihnen gegenüberstehenden deutschen Kräfte die Zurücknahme der gleichzeitig von den Franzosen meist vergeblich angegriffenen deutschen Front aus der Aisne-Stellung hinter die Maaslinie erzwangen. Allerdings will mir scheinen, daß in dieser zweiten Phase der Offensive der Druck, den die Franzosen und Amerikaner gemeinsam auf dem rechten Maasufer bei Verdun ausüben wollten, ganz anders hätte gestaltet werden müssen, wenn wirklich eine ernste Bedrohung der deutschen Maasstellung herbeigeführt werden sollte. Im Kampfe um Flußabschnitte muß man eben seine Erfolge dort mit allem Nachdruck ausbauen, wo man bereits auf dem jenseitigen Ufer steht, um das Forcieren der Uebergänge an anderen Stellen zu erleichtern. Inwieweit dies Versäumnis auf Rechnung der französischen oder amerikanischen Führung kommt, entzieht sich meiner Beurteilung. Was die Fechtweise der Amerikaner anlangt, so trugen ihre Angriffe unstreitig den Charakter tapferen und ungestümen Vorgehens. Es fehlte ihnen aber an Gewandtheit in der Geländeausnutzung, auch griffen sie in viel zu dichten Massen an. Aus diesem Mangel an Kriegserfahrung erklären sich ihre ungewöhnlich schweren Verluste, die sie im Dienst der überstaatlichen Mächte erlitten haben.

Ich komme **zum tragischen Abschluß des Dramas.** Ende September hatte sich die Gesamtlage für Deutschland nicht nur durch das mit der strategischen Defensive verbundene Zurückgehen des Westheeres in Frankreich und Belgien, sondern mehr noch durch die schwankend und unzuverlässig gewordene Haltung seiner Verbündeten verschlechtert. Kaiser Karl von Oesterreich suchte durch Sonderverhandlungen mit der Entente seinen erschütternden Thron zu retten. Auf die Widerstandskraft seines Heeres war kein Verlaß mehr. Bul-

garien, dessen Front in Mazedonien unter dem Angriff der Entente schnell zusammenbrach, schloß am 29. September Waffenstillstand. Auch die türkischen Fronten in Syrien und Mesopotamien hielten nicht mehr. Rumänien traf Anstalten, aus der ihm durch den Frieden auferlegten Neutralität herauszutreten und die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Dadurch wurde die Südflanke und der Rücken der mitteleuropäischen Zentralstellung Deutschlands entblößt. Ich zog die unvermeidliche Konsequenz aus dieser Wendung. **Da die politische Leitung seit Mitte August für die Herbeiführung des Friedens nichts erreicht hatte, wurde es Pflicht der Obersten Heeresleitung, über tatenlosen Zeitverlust und leere Worte hinaus zu positiven Schritten zu kommen.** Der Feldmarschall und ich entschlossen uns daher Ende September, die Regierung zu einem Waffenstillstands- und Friedensangebot aufzufordern. Es war der schwerste und bitterste Entschluß unseres Lebens. Wir haben ihn im vollen Bewußtsein der auf uns lastenden Verantwortlichkeit gegenüber dem deutschen Volk nach ruhiger klarer Ueberlegung und ohne jede Nervosität gefaßt.

Hierüber habe ich mich anderwärts ausgesprochen. Die Gründe für diesen Ausgang sind, wie wir gesehen haben, mannigfacher Art. Letzten Endes führen sie aber alle, wie ich immer wieder hervorheben will, auf eine gemeinsame Quelle zurück. **Ueberstaatliche Mächte haben staatliche Machtgruppen aber auch Deutsche dazu ausgenutzt, die Axt an die Wurzeln deutscher Kraft zu legen, nachdem es ihnen gelungen war, mit Hilfe Deutschlands Rußland zu unterwerfen.**

